

... vorab ...

Igitt. Ekel als Kultur – zur Einführung

Timo Heimerdinger

Irgendwann wurde der Druck zu groß. Wenige Tage vor Weihnachten, am 21.12.2010, plagte einen Wiener¹ zunächst offenbar eine Blähung und dann so sehr das schlechte Gewissen, dass er dieses auf der Seite www.beichthaus.com entlasten wollte. Unter der Nr. 28424 und dem Titel „Geruchsterror in der Tram“ findet sich seitdem folgender Eintrag:

„Heute morgen ist mir in der Straßenbahn ein unhörbarer, übelriechender Furz entwichen. Ich hatte einen Stehplatz direkt neben den Sitzplätzen und möchte mich bei der Person entschuldigen, der ich direkt ins Gesicht gefurzt habe. Es war mir fürchterlich peinlich und ich glaube auch, die Dame hatte einen konkreten Verdacht.“²

Ganz ungeachtet der Frage, ob diese Geschichte nun wahr oder erfunden ist, ganz ungeachtet der Frage, wie lustig sie eigentlich ist – darüber kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein – und auch ganz ungeachtet der Frage, ob nun die Scham des Flatulierenden oder die Ekelempfindung des Opfers die heftigere Empfindung gewesen sein mag: Die Dame ist wahrlich zu bedauern. Unvermittelt und womöglich auch noch unmittelbar haptisch in der Öffentlichkeit mit den Körperausscheidungen und den dazugehörigen Gerüchen wildfremder Menschen konfrontiert zu werden, gehört, darüber dürfte weithin Konsens bestehen, zu den denkbar unangenehmen Vorstellungen, solche Situationen empfinden die meisten Menschen als Ekel erregend.³

1 Ob Mann oder Frau geht aus dem Eintrag zwar nicht hervor, doch ich tippe intuitiv (und hier nicht weiter begründet) auf einen Mann. Eine nähere Erörterung dieser Frage wäre sicherlich ebenso interessant wie schwierig, ich würde mich über begründeten Widerspruch freuen.

2 www.beichthaus.com/index.php?h=index&c=00028424 (Stand: 3.9.2015).

3 Auch wenn eine allgemeine, abstrakte Beschreibung der Auslösesituation von Ekel interesserweise bislang noch nicht gelungen ist (anders als bei anderen Emotionen), so lassen sich doch immerhin konkrete Objekte identifizieren: Kot etwa gilt in der Literatur als nahezu universaler Ekelauslöser [vgl. Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Dissertation, Bielefeld 2007, 25-26. Online unter: <http://pub.uni-bielefeld.de/download/2302317/2302320> (Stand: 13.9.2015)].

Ekel als Primäraffekt unter kulturellen Bedingungen

Auf den ersten Blick scheint die Sache klar zu sein: Ekel bezeichnet die unangenehme Empfindung einer starken Abneigung, eines Widerwillens, die mit körperlichen Reaktionen wie Naserümpfen, Mundwinkel herabziehen, Abwenden – bis hin zu Übelkeit, Brechreiz und Fluchtimpuls oder zumindest dem körperlichen Zurückweichen einhergeht.⁴ Ekel ist jedem bekannt und stellt sich in der Regel z.B. bei der direkten Konfrontation mit Fäkalien, Verfaultem oder Verwesendem, verdorbenen Lebensmitteln oder unbekanntem schleimigen, schmierigen oder stinkenden Substanzen ein. Die Ekelempfindung stellt eine unmissverständliche Bewertung dieser tatsächlichen oder in Aussicht stehenden Kontaktsituationen dar und warnt somit vor Dingen, die giftig oder für die Gesundheit schädlich oder bedrohlich sein könnten. Sie übernimmt daher eine Schutzfunktion für unsere Basisidentität, im Sinne von körperlicher Unversehrtheit, indem sie als „feindselige“ Emotion⁵ unmittelbar und sofort Distanz zwischen dem Auslöser und der empfundenen Person aufbaut.⁵

Für diese Unmittelbarkeit der Bewertung einer Situation, für das Erlebnis der Unausweichlichkeit und der direkten, körperlichen Reaktion, gewissermaßen an allen kognitiven Instanzen ‚vorbei‘, gibt es in der Psychologie die Formulierung der „fehlenden oder durchbrochenen exekutiven Kontrolle“⁶ – sie spezifiziert den Affekt gegenüber dem weiteren Begriff der Emotion, dementsprechend wird Ekel auch als Affekt klassifiziert: als „zeitlich kurze und intensive Gefühlsregung i.d.R. mit physiologischem (vegetativem) Korrelat.“⁷

4 In Bezug auf die körperlichen und mimischen Reaktionen bei Ekelempfindungen herrscht in der Forschung keine Einigkeit. Während in älterer Literatur und in Nachschlagewerken Reaktionen wie Naserümpfen und Hochziehen der Oberlippe als typische und insbesondere überkulturell beobachtbare Indizes für Ekel beschrieben werden, kann Miener (wie Anm. 3) diese These empirisch nicht erhärten und findet keinen ausgeprägten Zusammenhang zwischen Ekelgefühl und Ekelmimik.

5 Vgl. hierzu und zur jüngeren Konjunktur der Ekelforschung, insbesondere unter psychologischer Perspektive, den Beitrag von Jürgen Hennig: Ekel und Verachtung. In: Brandstätter, Veronika u. Otto, Jürgen H. (Hg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Motivation und Emotion (Band 11). Göttingen u.a. 2009, 644-649, 648.

6 Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): Psyhyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie. Berlin 2009, 223.

7 Psyhyrembel. Klinisches Wörterbuch 2001, Lemma Affekt. Bislang gibt es in der Forschung keinen Konsens über die begrifflich scharfe Differenzierung zwischen Emotion, Gefühl, Affekt und Empfindung etc., auch wenn der Begriff der Emotion oft als Überbegriff fungiert, während die anderen Begriffe auf unterschiedlichen Punkten der Skala zwischen den Polen ‚physiologisch-sensorisch‘ und ‚kulturell-erlernt‘ angesiedelt sind. Auch in diesem Beitrag wird daher keine stringente Verwendung oder Kategorisierung angestrebt, zumal die behandelten Phänomene in Bezug auf Ekel auch auf unterschiedlichen Punkten dieser Skala liegen, wie die Lektüre des Bandes zeigen sollte.

Alltagssprachlich „lupft“ es einen beziehungsweise „es dreht einem den Magen um“: unmittelbar, sofort, keinen Einspruch zulassend. In der psychologischen Forschung wird Ekel als „Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte“⁸ gefasst.⁹ Als derartiger „Basisemotion“ oder „Primäraffekt“ kommt ihm eine für den menschlichen Gefühlshaushalt basale Funktion zu: Primäraffekte gelten als elementare, nicht weiter differenzierbare Grundbausteine menschlichen Gefühlslebens, aus denen dann komplexere Gefühle wie etwa Eifersucht, Verlegenheit, Scham, Neid oder Stolz gleichsam zusammengesetzt werden.¹⁰ Wie viele derartige Primäraffekte es gibt, darüber ist sich die Forschung nicht einig, besonders bekannt geworden ist jedoch die sieben-teilige Klassifikation nach Paul Ekman, der sie als humane Universalien betrachtet: Freude, Wut, Furcht, Ekel, Verachtung, Traurigkeit und Überraschung.¹¹ Die basale Situierung des Ekels als Primäraffekt und seine in allen Kulturen nachweisbare Existenz rücken ihn in die Nähe anthropologischer Konstanten und setzen ihn in einen engen Bezug zu den biologischen Gegebenheiten und Erfordernissen der menschlichen Existenz insgesamt.¹²

Auf den zweiten, kulturanthropologischen Blick jedoch erweist sich der Ekel selbst als komplexe Angelegenheit, die Sache ist keineswegs so klar und funktional überschaubar wie zunächst angenommen. Gerade auch in der psychologischen Forschung wird die Kulturalität des Ekels betont: Er ist in seiner individuellen

-
- 8 Vgl. Lemma Ekel in Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): *Psyhyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie*. Berlin 2009, 215: „Ekel: Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion (nach P. Ekman Angst, Wut, Ekel, Trauer, Überraschung, Freude) mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte (z.B. Körperausscheidungen, Wunden, Nahrung, Verdorbenes), i.w.S. auch gegen Personen und deren Verhaltensweisen, kann weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen. Kognitiv findet bei Ekelempfindung eine Bewertung als giftig, unverdaulich oder ungenießbar statt, die häufig generalisiert wird. Dabei muss das Ekel erregende Objekt nicht real vorhanden sein; die Vorstellung oder die Ähnlichkeit eines Objekts reicht aus. Kennzeichen: verschiedene mimische Reaktionen, Speichelsekretion, Würge- und Brechreiz, Übelkeit, Panik, Ohnmacht und der starke Impuls, sich aus der Situation zu lösen (Abkehr, Flucht, Vermeidungsverhalten).“
- 9 Manche Autoren diskutieren jedoch, den Ekel wegen seines Charakters unmittelbarer somatischer Empfindung und körperlichen Überwältigt-Seins gar nicht den Emotionen, sondern eher den Gefühlen zuzurechnen.
- 10 Teilweise ist auch von „primärer Emotion“ die Rede, vgl. etwa den Eintrag „Emotion, primäre“ in: Wirtz, Markus Antonius: *Dorsch – Lexikon der Psychologie*, Bern 2013 (16. Aufl.), 441-442.
- 11 Vgl. Maria von Salisch (Hg.): *Gesichtsausdruck und Gefühl: 20 Jahre Forschung von Paul Ekman*. Paderborn 1988.
- 12 Zu jüngeren evolutionsbiologischen Überlegungen und Erkenntnissen vgl. auch Henning 2009 (wie Anm. 3).

und konkreten Ausprägung, d.h. auf welche Objekte und Situationen er sich bei einzelnen Personen richtet, nämlich nicht angeboren, sondern wird im Verlauf der Sozialisation erlernt. Ist die Ekelfähigkeit allerdings einmal etabliert, dann kann sie „weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen“.¹³ Die grundsätzliche Anlage beziehungsweise Notwendigkeit, sich zu ekeln, ist also *a priori* gegeben, doch wann, wovon und in welchem Maß sich der einzelne Mensch ekelt, ist demnach kulturell und individuell variabel und wird erst im Prozess der Enkulturation spezifisch ausgebildet. Ekel ist damit kulturell und individuell spezifisch und in vielen Fällen funktional auch gar nicht mit der Warnung vor giftigen oder schädlichen Substanzen, also dem Schutz der Basisidentität, zu erklären.

Die Kulturalität des Ekels

Gut lässt sich dies etwa am Beispiel der Nahrungstabus vergegenwärtigen: Was den einen Menschen als abscheulich und ungenießbar gilt, etwa Maden oder andere Insekten, ist den anderen eine Delikatesse. Die Relativität des Ekels gilt also zwischen verschiedenen Kulturräumen, doch auch historisch ist ein Wandel zu beobachten: die sich wandelnden affektiven Reaktionen in Bezug auf menschliche Körperbehaarung wären hierfür ein anschauliches Beispiel.¹⁴ Die Ekelempfindung erscheint uns subjektiv in ihrer Intensität und Wucht zunächst unumgänglich und zwangsläufig, insbesondere auch wegen ihrer stark körperlichen Komponente. Wir werden vom Ekel überwältigt, es „schüttelt uns“. Er wird daher wie eine unmittelbare, natürliche und geradezu alternativlos notwendige Reaktion erlebt, auch wenn er das nicht ist. Aber diese kulturelle Dimension, man könnte auch sagen: diese Kontingenzzkomponente, ist dem Menschen oft nicht unmittelbar einsichtig, sie kann allenfalls durch Reflexion, Nachdenken und Vergleich *ex post* bewusst werden. Ekel hat, so unmittelbar und leibbezogen er auch erscheinen mag, nicht nur mit der Wahrung körperlicher Unversehrtheit zu tun, sondern dient als kulturell geformtes und gerahmtes Gefühl vielfältigen Zwecken, so etwa auch der Wahrung sozialer, ethischer oder allgemein kultureller Normen.

An einem einfachen Beispiel wird deutlich, wie ausschlaggebend der unmittelbare Kontext – und nicht der Auslöser an sich – dafür ist, ob wir uns ekeln oder eben nicht: Das Kopfhair beispielsweise gilt – ist es an Ort und Stelle, wohl drapiert

¹³ Margraf 2009 (wie Anm. 8).

¹⁴ Vgl. <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/594231/Maedchen-warum-rasiert-ihr-euch-noch>, (Stand: 4.9.2015).

und gepflegt – als Schmuck, als Mittel der Schönheit, der Erotik. Landet ein einzelnes Haar jedoch nach der Haarwäsche im Abfluss der Dusche, dann gilt es als eklig. Gleiches gilt für das Haar in der Suppe. Ein an und für sich völlig harmloses Objekt, ein Haar, kann – zur falschen Zeit am falschen Ort – Ekel auslösen. Oder das Straßenbahnbeispiel: Manche Leute finden es unangenehm, wenn der eingenommene Sitz von der Person, die kurz davor darauf saß, noch warm ist. Diese Wärme eines unbekanntes Menschen unmittelbar am eigenen Gesäß zu spüren ist dann irgendwie eklig – die Literatur spricht hier von interpersonellem Ekel durch unerwünschte körperliche Nähe – obwohl in diesem Fall gewiss keine Form der Gesundheitsgefährdung im Spiel ist. Der Ekel dient, so der amerikanische Psychologe Paul Rozin, nicht nur dem Schutz der eigenen leiblichen Integrität, sondern auch der psychischen beziehungsweise seelischen. Nach Rozin dient das Ekelgefühl auch dazu, den Menschen vom Tier abzugrenzen, animalisches Verhalten bei Menschen wird demnach mit einer Art moralischem Ekel belegt und markiert die Grenze der Wohlanständigkeit. Ekelgefühle sind also, dies sollen diese Beispiele zeigen, nur zu einem gewissen Teil unwillkürliche, biologisch begründbare Schutzreaktionen. Sie sind auch Ausdruck kultureller Grenzziehungen und Normsetzungen und markieren damit die Differenz zwischen gewünscht und unerwünscht, akzeptiert und nicht akzeptiert, für die eigene Person als passend oder unpassend, zivilisiert und barbarisch, vermeintlich gesund und vermeintlich ungesund, anständig und unanständig. Ekelempfindungen sind dabei in doppelter Hinsicht in die Zusammenhänge der Sozialität eingelassen: Sie werden durch soziale Kontexte mit strukturiert und strukturieren auch selbst soziale Kontexte. Dies lässt sich gut am Beispiel eines Nahrungstabus verdeutlichen: Dass in Mitteleuropa gewohnheitsmäßig keine Hunde verzehrt werden und sich viele Menschen allein bei dieser Vorstellung ekeln, ist selbstverständlich kulturell bedingt – wie auch sonst. Zugleich stellt die Einigkeit über diese Norm und damit auch das geteilte und kommunizierte Ekelgefühl über die Vorstellung, Hunde zu verspeisen, Sozialität und Gruppenzusammenhalt her. Aus diesen Reglements auszubrechen ist zwar nicht unmöglich, aber doch zumindest sozial riskant, denn das einzelne Gruppenmitglied möchte sich für gewöhnlich nicht desintegrieren. Und es möchte auch nicht als ekelhaft erscheinen oder andere anekeln. Daher erscheint auch die eingangs erwähnte Geschichte über den Furz in der Straßenbahn im Kontext der Peinlichkeit und der „Beichte“. Selbst wenn sie Außenstehende zum Lachen reizen mag – wenn sie sich tatsächlich zugetragen haben sollte, dann war sie zumindest für die Beteiligten überhaupt nicht lustig, sondern stellt sogar eher eine Gefährdung des sozialen Friedens dar. Eine andere Person so unmittelbar anzuekeln kommt – wie an diesem Beispiel deutlich wird – fast schon einem Angriff beziehungsweise einer Gewaltausübung gleich. Ekelempfindungen markieren also durchaus relevante und ernst zu nehmende Grenzen und Grenzziehungen.

So betrachtet werden Ekelempfindungen zu kulturwissenschaftlich aufschlussreichen Phänomenen, denn sie verraten etwas über internalisierte kulturelle, und damit kollektiv verbindliche Regeln, die sich im individuellen Empfindungshaushalt einzelner Personen manifestieren und damit auch zeigen.

Kulturwissenschaftliche Zugänge und Fragen

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen von diesem Ansatz aus, sie befragen unterschiedliche Phänomene im Zusammenhang mit Ekelempfindungen aus alltagskulturwissenschaftlicher und ethnografischer Perspektive und untersuchen diese damit als Ausdruck von und im Hinblick auf kulturelle, d.h. überindividuelle Ordnungen, Vorstellungen und Konstellationen. Dass hierbei die Schutzfunktion des Ekelgefühls vor Bedrohung und Gefahr ebenfalls immer wieder eine Rolle spielt, ist offensichtlich und naheliegend. Doch die zentrale These, die sich durch alle Beiträge dieses Bandes zieht, ist, dass sich die Funktion des Ekels in dieser Abwehrfunktion nicht erschöpft, sondern noch viele weitere Funktionalisierungen zu beobachten sind, die weit über den bereits genannten Aspekt der „Feindseligkeit“ hinausweisen und in einem vielschichtigen Zusammenspiel aus Abwehr, Faszination, Lust, Spaß, Spiel und Angst auf komplexe soziale, historische und im weitesten Sinne kulturelle Konstellationen verweisen. Ekel fungiert, so die gemeinsame These, als Wegweiser, steuerndes Element und symptomatischer Ausdruck im Geflecht kultureller Bedeutungen, Ordnungen und Bezüge. Damit wird Ekel zum Bestandteil von Kultur, er wird hier – wie der Titel besagt – *als Kultur* gedeutet.

Die Beschäftigung mit Gefühlen und Emotionen, in jüngster Zeit auch die mit sinnlicher Wahrnehmung und Empfindung, hat in den Kulturwissenschaften insgesamt und in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde im Speziellen in den vergangenen Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren.¹⁵ Als eine Art epistemologisches Widerlager zu vornehmlich kognitivistisch, sprach-, text- oder symbolanalytisch ausgerichteten Forschungen und Fragestellungen wurde der Themenbereich der Emotionalität und der Sensualität teilweise neu entdeckt und intensiv in sowohl historischer wie gegenwartsbezogener Perspektive bearbeitet. Vielfach ging es dabei um die Untersuchung der kulturellen Bedingungen und

15 Symptomatisch hierfür in jüngerer Zeit insbesondere die 27. Österreichische Volkskundetagung 2013 in Dornbirn: Emotional turn?! Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten und der 40. dgV-Kongress 2015 in Zürich: Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt.

Rahmungen von Emotionen und Empfindungen. In einer konstruktivistischen Perspektive wurde deutlich herausgearbeitet, dass auch Gefühle – so individuell sie scheinen mögen – Effekte historischer Prozesse, kultureller Bedingungen und individueller Lernprozesse sind. Weiterhin stand ihre intersubjektive Kommunizierbarkeit, ihre gemeinschaftsbildende Wirkung oder ihr überindividueller Verpflichtungscharakter im Zentrum der Forschungen und so gelang es recht breit und umfassend, auch den Bereich der Emotionalität als einen nicht nur physiologischen und psychologischen, sondern insbesondere auch kulturwissenschaftlichen Forschungsbereich zu erschließen, zu erkunden und zu behaupten.

Die vorliegende *bricolage*-Ausgabe „Igit“ versteht sich durchaus als ein Beitrag zu dieser Forschungsrichtung und möchte spezifisch alltagskulturwissenschaftliche Zugänge verdeutlichen und ausloten. Zugleich sieht sich der Band mit seinem Ansatz in einem noch wenig beforschten Gebiet unterwegs, und zwar sowohl in konzeptioneller wie thematischer Hinsicht. Konzeptionell sind die versammelten Beiträge weniger darauf ausgerichtet, die Genese oder die kulturellen Bedingungen des Ekels zu erforschen, sondern vielmehr seine Funktionalisierungen. In Ergänzung manch anderer kulturwissenschaftlicher Studien zu Fragen der Emotionalität wollen wir ein Gefühl, hier: den Ekel, nicht nur oder in erster Linie als Resultat oder Konsequenz gewisser kultureller Praktiken oder Bedingungen analysieren, sondern auch selbst als Bedingung oder Bestandteil derselben. Dies bedeutet keineswegs, dass wir den Ekel als kulturell vorgängig betrachten, aber wir richten unser Augenmerk auf Praktiken, Verfahren und Formen des kulturellen Vollzugs, in denen er eine wichtige Rolle spielt, gewissermaßen in Praktiken und Verhaltensformen eingebaut wird und dort bestimmte Funktionen übernimmt. Es geht also nicht primär um das Ekelgefühl an sich, sondern um seine Rolle oder Wirkungsweise im Kontext weiter greifender Phänomene. Thematisch ist das Terrain insofern neu, da die Menge der bislang explizit zum Thema „Ekel“ erschienenen Beiträge aus spezifisch volkskundlicher Sicht ausgesprochen überschaubar ist, der Ekel in vielen Fällen auch nur am Rande behandelt wird.

Insgesamt liegen nur sehr wenige Beiträge vor, die sich teilweise dem Feld der Medikalkulturforschung zuordnen lassen und dort den Ekel entweder als Vorstellung konzeptionalisieren¹⁶ oder Ekelphänomene beschreiben und beobachten¹⁷,

16 Eberhard Wolff führt Quellen an, in denen der Ekel als ätiologische Vorstellung der Pockenerkrankung in Erscheinung tritt: Vgl. Wolff, Eberhard: Einscheidende Maßnahmen. Pockenschutzimpfung und traditionale Gesellschaft im Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1998, 220-228.

17 Für Ekelempfindungen in Bezug auf an Krebs erkrankte Körper vgl. Jutta Dornheim: Krankheit im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 57), Tübingen 1983, 167-170 und in

den Nahrungsekel thematisieren¹⁸ – teilweise auch nur implizit¹⁹ – und lediglich im Falle des herausragenden Beitrages „Runterschlucken. Ekel und Kultur“ von Utz Jeggle aus dem Jahr 1997 das Phänomen auch in einer systematischeren beziehungsweise programmatischeren Perspektive kartieren. Jeggles Text war für uns²⁰ in vielerlei Hinsicht inspirierend, stimulierend und wegweisend, da er den Ekel als eine „Verbindungsline zwischen Körper und Kultur“ versteht und auch die bereits oben erwähnte Formulierung vom Ekel als „Wegweiser“ von ihm stammt. Die Bedeutung der Überlegungen Jeggles für unsere Diskussion und die Einzelstellung seines Textes in thematisch-fachlicher Hinsicht haben uns dazu geführt, uns um einen Wiederabdruck in diesen Band zu bemühen, was erfreulicherweise auch gelungen ist.²¹

Bezug auf Pflegepraktiken vgl. Gudrun Silberzahn-Jandt: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael u. Kania-Schütz, Monika (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medialen Alltagskultur. (Volkskunde in Sachsen, Bd. 10/11), Dresden 2001, 187-196 sowie Dies.: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina u. Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

- 18 Sieferle, Barbara: Das Haar im Curry. In: Zeitschrift Fensterplatz. Studentische Zeitschrift für Kulturforschung, 28.9.2012. Online unter: <http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/das-haar-im-curry/> (Stand: 13.9.2015).
- 19 Scharfe, Martin: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen. In: Jeggle, Utz u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69), Tübingen 1986, 13-28.
- 20 Die Genese dieses Bandes wollte Weile haben, ob er denn – wie wir hoffen – auch ein gut Ding geworden ist mögen andere beurteilen. Ein Teil der Beiträge geht auf eine Serie an Lehrveranstaltungen zur Ekelthematik zwischen SoSe 2011 und SoSe 2012 zurück (Rabensteiner, Hangl, Piff), bei anderen handelt es sich um Auszüge oder Aspekte von Abschlussarbeiten (Tschuggmall, Merler) oder um separat entstandene Arbeiten, die entweder hier als Originalbeitrag (Heimerdinger, Sieferle) oder als Wiederabdruck erscheinen (Jeggle, Röthl). Es gehört zu den Eigenheiten von Lehrforschungsprojekten, dass nicht immer alle begonnenen Teilprojekte zur Publikationsreife gelangen, dennoch haben alle Teilnehmenden unsere Diskussionen durch ihre engagierten Beiträge bereichert und befruchtet und daher seien hier ausdrücklich alle beteiligten Studierenden dankend erwähnt: Aurelia Benedikt, Buket Borihan, Ivana Garboutcheva, Norbert Grill, Jasmin Güngör, Alexandra Hangl, Sandra Hilzinger, Marion Hitthaler, Johanna Kollreider-Schäfer, Ingeborg Labner, Alexander Lanthaler, Bettina Mair, Sabine Merler, Sabine Oberleiter, Alexander Piff, Alexandra Rabensteiner, Lisa-Maria Ransmayr, Marion Thaler, Sabrina Thaler, Natascha Unger, Michael Unterwurzacher, Iris Visintainer, Stefanie Wohlfahrt und Sandra Zangerl.
- 21 Wiederabdruck von: Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Michel, Karl Markus u.a. (Hg.): Ekel und Allergie. Kursbuch, Heft 129. Berlin 1997, 12-26. An dieser Stelle gilt unser herzlichster Dank Dr. Peter Felixberger, Chefredakteur *Kursbuch*, der dies unkompliziert ermöglicht hat und um folgenden Hinweis bittet: Das *Kursbuch* erscheint im Murmann Verlag, Hamburg. Die aktuelle Ausgabe 183 beschäftigt sich mit dem Thema: Wohin flüchten?

Positionen der Ekelforschung

Außerhalb des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde gibt es eine reichhaltige Forschungsliteratur zum Ekel, selbst wenn er immer noch nicht zu den am intensivsten erforschten Gefühlen zählt. Unmittelbar einsichtig und prominent ist hier natürlich die Pflegewissenschaft, wo es in einem ganz konkreten Sinn auch um Fragen des praktischen Umgangs mit Ekelgefühlen seitens Pflegenden geht.²² Epistemologisch grundlegender sind jedoch die Forschungen unterschiedlicher Disziplinen, die nach dem eigentlichen Wesen des Ekels fragen – und hierbei zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kommen.²³ Einig sind sich weitgehend alle darin, dass es sich beim Ekel um eine Abwehrreaktion handelt, die durch die negative und aversive Klassifikation des Ekelauslösers Grenzziehungen realisiert und damit *ex negativo* – soviel scheint klar – unterschiedlichste Reinheits- oder Ordnungsvorstellungen repräsentiert. Klassisch ist für diese Position weiterhin Mary Douglas, die nicht umsonst davon spricht, dass das Dreckige, Hässliche und Ekelhafte gleichermaßen als „matter out of place“ und damit als Konsequenz einer gestörten Ordnung zu begreifen sei.²⁴ Ausgehend von dieser weitgehend geteilten Auffassung des Verweises auf Integritäts- und Ordnungsvorstellungen werden jedoch sehr unterschiedliche Konzeptionalisierungen des Ekels diskutiert. Es öffnet sich ein weites Spektrum unterschiedlicher Deutungen, denn ebenso wie der Ekel selbst, ist auch die Forschung zwischen der physiologischen und der kulturellen Dimension des Phänomens hin und her gerissen und hat sehr unterschiedliche Deutungsangebote hervorgebracht, wogegen die Abgrenzung in der Ekelempfindung eigentlich erfolgt oder erfolgen kann. Die Ekelforschung ringt um die Erklärung und Verortung des Ekels zwischen physiologisch-biologischem

-
- 22 Vgl. hierzu u.a. Dr. med. Mabuse – Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe Nr. 181 (Sept./Okt. 2009) Schwerpunkt: Ekel und Scham. Frankfurt a.M.; Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. In: *thema Pro Senectute* 9/2010, 32-39; Dies.: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004 und Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige“ Emotion. Frankfurt a.M. 2003 (2. Aufl., Orig. 2000). Bei Pernlochner-Kügler 2004 findet sich eine umfassende Diskussion einschlägiger Positionen der Ekelforschung, kritisch und mit vielen konkreten Beispielen, bei Pernlochner-Kügler 2010 weitere neuere Literatur zum Thema Ekel & Pflege. An dieser Stelle einen besonders herzlichen Dank an Christine Pernlochner-Kügler für manch hilfreichen Tipp und insbesondere auch die Möglichkeit, an einem ihrer Kurse zum Umgang mit Ekelerfahrungen im Pflegekontext teilzunehmen, die sie regelmäßig in Innsbruck am Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe (AZW) anbietet.
- 23 In der Ekelforschung gibt es noch keinen Konsens darüber, wie er allgemein motiviert ist, anders als etwa in Bezug auf die Gefühle der Angst (Bedrohung) oder der Trauer (Verlust). Einigkeit besteht aber darüber, dass der Ekel oft – wenn auch nicht immer – in einem hohen Maß an sensorische Empfindungen gekoppelt und durch ein Erleben körperlicher Unmittelbarkeit gekennzeichnet ist.
- 24 Vgl. Douglas, Mary: *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London und New York 1966, 36.

und erlernt-kulturellem Phänomen, es werden folglich sowohl organische als auch moralische und soziale Aspekte diskutiert, teilweise auch in Kombination miteinander, je nachdem ob die Ansätze der Philosophie, der Psychologie, der Psychoanalyse oder der Kunst- beziehungsweise Literaturwissenschaft entstammen.

Im Folgenden sollen daher – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige wichtige Positionen innerhalb der Ekelforschung kurz umrissen werden, da hiermit einerseits deutlich wird, in welchem thematischen und theoretischen Rahmen sich die Beiträge dieses Bandes bewegen und andererseits somit auch vorab einige grundlegende Thesen entfaltet werden können, die das Verständnis der spezifischeren Ausführungen in den einzelnen Beiträgen verbessern und diese auch inhaltlich zueinander in Bezug setzen.

Es zeigt sich eine ganze Reihe an Denkfiguren, die alle den Ekel als Mechanismus beschreiben, der gegen etwas gerichtet ist. Klassisch ist hierbei – wenig überraschend – die Funktion des Schutzes der Basisidentität, also die Abwehr des tatsächlich oder potenziell physiologisch Schädlichen für die Gesundheit oder das Wohlergehen (Beispiel: Ekel vor Übelriechendem), hervorgerufen insbesondere durch unmittelbare sensorische Reize wie Geruch oder Geschmack, aber auch durch visuelle Eindrücke oder allein in der Vorstellung. Diese Charakteristik der Ekelempfindung beschrieb bereits Charles Darwin²⁵ und sie findet sich auch in jüngeren Beiträgen.²⁶ Etwas anders gelagert, aber eng damit verbunden, ist die ebenfalls schon recht früh (1929) von dem Philosophen Aurel Kolnai vertretene These, der Ekel wehre dasjenige ab, was den Menschen allgemein an Tod, Verwesung und Sterben erinnere, ihn also auch auf die eigene Endlichkeit verweise (Beispiel: Ekel vor Kadavern, Leichen, Krankheit etc.).²⁷ Interessant ist, wie das Ekelgefühl hinsichtlich der Mensch-Tier-Relation diskutiert wird, denn hier findet sich eine doppelte Abgrenzung. Zum einen wird der Ekel als eine spezifisch humane Kategorie diskutiert, in der Literatur findet sich die Auffassung, Tiere könnten grundsätzlich keinen Ekel im engeren Sinne empfinden und beobachtbare Meinungsreaktionen seien eher als klassische Konditionierung denn als Konsequenz

25 Darwin, Charles: *The Expression of the Emotion in Man and Animals* (1872), Kap.11: <http://human-nature.com/darwin/emotion/chap11.htm>; (Stand: 13.9.2015).

26 So etwa bei Rozin, Paul u.a.: *Disgust*. In: Lewis, Michael u. Haviland, Jeanette M. (Hg.): *Handbook of Emotions*. New York 1993, 575-594.

27 Vgl. Kolnai, Aurel: *Der Ekel*. In: Ders.: *Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M. 2007, 7-65 (erstmalig 1929). Der Essay von Kolnai gehört zu den frühen und bis heute inspirierenden Versuchen, das Phänomen des Ekels systematisch zu erschließen. So erkannte Kolnai etwa die doppelte Dimension physiologischen und moralischen Ekels, schlug (unter Rückgriff auf Nietzsche) den Begriff des „Überdrussekels“ vor und beobachtete den Umstand, dass sich Ekel fast ausschließlich auf organische Substanzen richtet.

aus Ekelempfindungen zu sehen.²⁸ Zum anderen beschreibt der amerikanische Psychologe Paul Rozin auch den sogenannten *animal reminder disgust*, also die Ekelempfindung gegenüber all demjenigen, was den Menschen an seine animalische Seite erinnert (Beispiel: Ekel vor bestimmten Sexualpraktiken, Verletzungen, übertriebener Vitalität, Wucherung oder mangelnder Hygiene) und damit auch die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier emotional realisiert, mithin das Menschliche in Abgrenzung zum Tierischen zu verteidigen sucht. Insgesamt kommt dem experimentell arbeitenden Psychologen Paul Rozin und seiner Gruppe mit einschlägigen Arbeiten seit den 1980er-Jahren in der Ekelforschung eine Schlüsselstellung zu, er gilt derzeit als einer der führenden Ekelexperten. Von ihm wurde eine vierteilige Klassifikation von Ekel vorgeschlagen, die das ganze Spektrum von Physiologie über Sozialität bis hin zu Ethik und Moral abdeckt: *core disgust* (Schutz der Basisidentität, z.B. Ekel vor Ausscheidungen), *animal reminder disgust* (Erinnerung an das Animalische), *interpersonal contamination disgust* (Ekelempfindung bei unerwünschter oder als zu groß empfundener persönlicher Nähe²⁹, z.B. Ekel bei unerwünschtem Körperkontakt, noch warmer Sitz in der Straßenbahn) und *moral disgust* (moralischer Ekel, z.B. Ekel bei Verletzung wichtiger Normen, Ekel vor Gewalt).³⁰ Rozin vertritt die Auffassung, dass das einmal erlernte Ekelempfinden eine kognitive Entsprechung in Form einer Bewertung als giftig, schädlich oder ungenießbar erfährt und diese dann auch auf andere, unter Umständen ähnliche Objekte, ja sogar auch auf Personen, Handlungen oder abstrakte Vorstellungen übertragen werden kann. Als affektiv empfundener Widerwillen oder als Abscheu tritt der Ekel so etwa auch als „moralischer“ Ekel in Erscheinung. Sehr unterschiedliche Grenzziehungs- und Abwehrmechanismen

28 Vgl. Bower, Bruce: Forbidden flavors: scientists consider how disgusting tastes can linger surreptitiously in memory. In: Science News, March 29, 1997. Online: https://archive.is/20120708132542/http://findarticles.com/p/articles/mi_m1200/is_n13_v151/ai_19308368/ (Stand: 13.9.2015).

29 So führt auch der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus im Anschluss an Kolnai aus: „Das elementare Muster des Ekels ist die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird. Eine sich aufdrängende Präsenz, eine riechende oder schmeckende Konsumtion wird spontan als Kontamination bewertet und mit Gewalt distanziert.“ (Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 2002, 7). Köstlin hat ebenfalls darauf hingewiesen, dass diese Form des Ekels vor zu großer, unerwünschter Nähe auch eine zivilisationsgeschichtliche Dimension hat und daher im Kontext des Modernisierungsprozesses im Sinne der Herausbildung des modernen Individuums zu deuten ist. Er nimmt das Märchen von Schneewittchen zu Anlass, den dort von den Zwergen bekundeten Ekel darüber, dass jemand „von ihrem Tellerchen gegessen“ habe, als einen „modernen“ Ekel zu charakterisieren. Vgl. Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98 (1995), 255-275, hier: 272-273.

30 Vgl. Rozin (wie Anm. 26) und Miener (wie Anm. 3).

fallen somit unter dem alltagsprachlichen Begriff des Ekels zusammen, sie verbindet jedoch der Charakter der Unwillkürlichkeit und der geradezu körperlich empfundenen Abneigung, die allerdings nicht nur auf körperlichen, sondern auch auf seelischen Schutz zielt. Den Schutz in seelischer Hinsicht hat auch Freud bereits mit dem Ekel in Verbindung gebracht, er sieht ihn als Abwehrmechanismus im Zusammenhang mit der Verdrängung bestimmter Triebregungen bei der die Lust an einem bestimmten Objekt verdrängt wird und somit nur der abwehrende Ekel zurückbleibt (Beispiel: Sauberkeitserziehung).³¹ Interessant ist an dieser Betrachtungsweise, dass die Libidokomponente latent weiterhin vorhanden bleibt und in bestimmten Kontexten auch mobilisierbar oder erfahrbar bleibt, etwa in sexuellen Kontexten. Hier wird die Ambivalenz der Ekeleemotion betont, Abwehr und Lust bestehen parallel zueinander. In der Forschung allerdings wird diese Sicht nicht durchgehend geteilt, Pernlochner-Kügler sieht keine Libido-Komponente im Ekel selbst, sondern wenn, dann eher eine Parallelität von zwei unterschiedlichen und getrennt zu denkenden Gefühlen: Ekel und Lust.³²

Doch zurück zu Mustern der Abwehr und der Grenzziehung: Zwischen physiologischer und moralischer Dimension spannt sich der Raum der psychischen beziehungsweise sozialen Grenzziehung auf, auch in dieser Hinsicht wurde die Ekelempfindung verschiedentlich theoretisiert. Instruktiv war in dieser Hinsicht der Beitrag der französischen Psychologin und Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva, die 1980 den Begriff der „Abjektion“ prägte und damit weniger Ekelempfindungen selbst anspricht als vielmehr die ambivalente Beziehung der Person zu den verworfenen Objekten und die damit einhergehenden Grenzsicherungsprozeduren, die auf die Unterscheidung zwischen „dem Selbst“ und „dem Anderen“ zielen und somit der Identitätsstabilisierung und -konstitution des Individuums dienen.³³ Eher auf weitere soziale Zusammenhänge zielt die Philosophin Martha Nussbaum, die in einem Doppelmechanismus aus Inklusion und Exklusion den Ekel als Empfindung konzeptionalisiert, welche die Grenze zu marginalisierten beziehungsweise ausgegrenzten Personen oder Gruppen markiert (Beispiel: Ekel vor Homosexualität in Teilen der US-amerikanischen Gesellschaft).³⁴

Neben all diesen Thematisierungen von Ekel als Abwehr- und Distanzierungsverfahren samt allen angelagerten Fragen der Genese, der Modulation und des

31 Zum Ekel bei Freud vgl. Kluitmann, Annette: Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: *Forum der Psychoanalyse*, 15:3 (1999), 267-281 und Menninghaus (wie Anm. 29), 278-332.

32 Für eine kritische Diskussion der Position Freuds vgl. Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 251-260.

33 Vgl. Kristeva, Julia: *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*. Paris 1980.

34 Vgl. Nussbaum, Martha: *Hiding from Humanity. Disgust, Shame, and the Law*. Princeton 2006.

Umgangs damit gibt es jedoch auch einige Beiträge, die den Ekel unter einer etwas anderen Perspektive thematisieren, die man vielleicht als eine „kulturfunktionale“ bezeichnen könnte. Auch wenn man nicht unbedingt so weit wie Freud gehen und im Ekel selbst eine libidinöse Komponente sehen muss, so zeigen sich doch auch Kontexte, wo der Ekel nicht nur zur Abwehr dient beziehungsweise bekämpft wird, sondern auch eine zumindest konstruktiv-funktionale, wenn nicht sogar lustvolle Dimension entwickelt. Der Romanist Hans-Martin Gauger etwa untersuchte nicht den Ekel selbst, sondern die sprachliche Referenz auf Ekelhaftes als wichtigen und zentralen, um nicht zu sagen: höchst produktiven, Bestandteil des Fluchens und Schimpfens.³⁵ Und die Kunsthistorikerin Claudia Reiss leistete eine Überblicksdarstellung der Verwendung Ekel erregender Motive in der Kunst.³⁶ Der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus schließlich sieht in seiner umfassenden Arbeit zur Begriffs- und Ästhetikgeschichte des Ekels gegenwärtig und im Anschluss an Kristeva noch eine sehr viel grundlegendere und erwünschte Funktion des Sich-Ekelns, nämlich die Schaffung einer gewissen Art von Realitätsanker, eine empfundene Rückbindung an die als tatsächlich erlebte Wirklichkeit, fast schon im Sinne eines „Ich ekle mich, also bin ich“:

„Im 20. Jahrhundert indiziert Ekel nicht länger nur *eine* Wahrheit, sondern er schickt sich an, die Position der Wahrheit selbst einzunehmen. [...] Sie [die Wahrheit, T.H.] besteht auch nicht in der Repräsentation eines besonderen Wirklichkeitsausschnitts im Spannungsfeld von Repulsion und Attraktion. Sie impliziert vielmehr einen weitergehenden Anspruch: nämlich im Bruch der Wirklichkeitskonstruktionen das ‚Reale‘ selbst durchschlagen zu lassen.“³⁷

Dieser Frage nach der „produktiven Rückseite“ beziehungsweise den konstruktiven funktionalen Einbettungen des Ekelerlebens jenseits reiner Abwehrbewegungen sind auch die Beiträge dieser *bricolage*-Ausgabe verpflichtet. Sie eint ein neugieriger, manchmal auch augenzwinkernder und in jedem Fall wohlwollender Blick auf einige Zusammenhänge zwischen Ekel und kulturellen Praktiken und sie machen sich auf die Suche nach teils überraschenden, teils merkwürdigen, lustigen oder zumindest ambivalenten Effekten ekelhafter Umstände jenseits der puren Sicherung unserer physischen Existenz.

35 Gauger, Hans-Martin: Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache. München 2012.

36 Reiß, Claudia: Ekel. Ikonografie des Ausgeschlossenen. Dissertation, Essen 2007. Online unter: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DownloadServlet/Download-22051/ekel.pdf> (Stand: 13.9.2015).

37 Menninghaus (wie Anm. 29), 546.

Die Beiträge dieses Bandes

Der Band eröffnet mit einem Wiederabdruck des bereits erwähnten Textes von *Utz Jeggle* aus dem Jahr 1997: „Runterschlucken. Ekel und Kultur“, der für die Arbeit in der Projektgruppe vielfach wegweisend und inspirierend war.³⁸ Jeggles kulturwissenschaftlich-explorativer Beitrag stellte innerhalb der kulturwissenschaftlichen Ekelforschung eine Pionierleistung dar und ist auch heute noch mit Gewinn zu lesen, sein Diktum vom Ekel als „Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur“ und das vom Ekel als zweideutigen Wegweiser entfaltet immer noch heuristisches Potenzial.

Die folgende Sektion *Essen* besteht aus zwei Texten und dreht sich damit um ein klassisches Themenfeld, nämlich den Nahrungsekel. *Veronika Tschuggmall* befasst sich in ihrem Beitrag „Magst du Kutteln? Über Ekel und Genuss beim Essen“ mit der jüngeren Nahrungsgeschichte der Innereien und zeichnet – vornehmlich an österreichischen Beispielen – Popularitäts- und Konjunkturkurven dieser Gruppe an tierischen Produkten nach, die zuletzt nach einer längeren *Baisse* wieder deutlich nach oben zu zeigen beginnen.

Alexandra Rabensteiner schließt daran mit ihrem Text „Schaudern für eine bessere Welt. Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen“ an und thematisiert dort den Ekel als didaktisch-filmisches Mittel im Kontext von populären Dokumentations- und Dokutainmentformaten, die sich mit Fragen rund um Ernährung und Nahrungsmittelproduktion befassen. Im Rahmen einer insgesamt erhöhten Sensibilität für derartige Zusammenhänge erweist sich die Arbeit mit expliziten, teilweise drastischen Visualisierungen offenbar als probates Mittel, um die Rezipienten gleichermaßen anzusprechen, zu beeindrucken und zu unterhalten. Auch wenn die Wirksamkeit derartiger Techniken letztlich eine offene Frage bleiben muss, so zeigt der Artikel doch deutlich, wie gezielt Ekelempfindungen hier im Sinne eines Vermittlungsinteresses eingesetzt werden.

Die nächste, drei Texte umfassende Sektion ist dem Thema *Arbeit* gewidmet und beginnt im Krankenhaus. Während viele pflegewissenschaftliche Arbeiten die Ekelformen unter dem Gesichtspunkt des adäquaten Umgangs und der möglichen Vermeidung für das Pflegepersonal behandeln, wählt *Alexandra Hangl* in

38 Viele der hier versammelten Beiträge beziehen sich daher auch explizit auf Jeggles 1997 erstmals erschienenen Text (vgl. Anm. 21), die Seitenverweise erfolgen jedoch durchgehend – im Sinne der Benutzerfreundlichkeit – mit der Angabe „Jeggle, Runterschlucken (2015)“ auf die Seitenzählung des in diesem Band nochmals abgedruckten Textes und nicht auf jene der Originalveröffentlichung.

ihrem Beitrag „Ekel in der Krankenpflege: Orte, Praktiken und Funktionen“ einen ethnografischen Zugang, indem sie nach den Funktionen der Ekelhandhabung für die Beschäftigten fragt. Sie kommt dabei zu durchaus überraschenden Einsichten, indem sie einerseits die Rolle der Kommunikation über Ekelerfahrungen für die Ausbildung eines professionellen Rollenverständnisses nachzeichnet, gruppeninterne Distinktionsmechanismen herausarbeitet und Entwicklungsprozesse im Vergleich verschiedener Generationen des Pflegepersonals aufzeigt: Während es bis vor einigen Jahren noch zum professionellen Selbstbild vieler Pflegekräfte gehörte, sich (angeblich) nicht zu ekeln, ist es für jüngere Beschäftigte heute wichtig, einen offenen und sensiblen Umgang mit dem Thema zu finden, der auch die subjektiven Belastbarkeitsgrenzen erkennt und respektiert.

Martina Röthl wendet sich dem Bereich der touristischen Beherbergung zu: „... das hat mich ausgehoben‘ Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung.“³⁹ Touristische Settings sind darum bemüht, den Gästen einen möglichst angenehmen und ungetrübten Aufenthalt zu ermöglichen und darum auch auf die Vermeidung von ekelhaften Erlebnissen bedacht. Gleichwohl bieten verschiedene Umstände, etwa landwirtschaftliche Kontexte, die oftmals große Nähe zwischen Gast und Gastgeber oder auch das teilweise sehr unbedarfte bis unverfrorene Verhalten einzelner Gäste in den Zimmern und Betten reichlich Anlass für Ekel und Abscheu. Die Autorin analysiert diese Situationen als Konstituenten touristischer Grenzaushandlungen.

Alexander Piff schließlich wendet sich in seinem Text „Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung“ einem wenig thematisierten Ort an der Schwelle von Privatheit und Öffentlichkeit zu: der Porno-Videokabine, die er insbesondere aus der Perspektive des dort beschäftigten Personals erkundet und analysiert. Die von Intimität und Sexualität gekennzeichnete spezifische Nutzung dieser Kabinen gibt ebenfalls vielfältigen Anlass zur Einhegung und Regulierung, bringt aber auch ekelträchtiger Situationen hervor, die nicht nur als unerwünschter Nebeneffekt, sondern auch als Spezifikum und damit als besonderer Reiz dieses Ortes betrachtet werden müssen.

Von hier aus ist es thematisch nicht mehr weit zum nächsten Abschnitt *Vergnügen*, der wiederum aus zwei Beiträgen besteht. *Barbara Siefertle* bearbeitet in ihrem Essay „Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel: vom Ekel zum Lachen“ die

39 Bei diesem Beitrag handelt es sich ebenfalls um einen Wiederabdruck, erschienen erstmals in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 184-201. Wir danken für die freundliche Genehmigung.

Praxeologie eines Gegenstandes, der *pars pro toto* für die Gesamtheit derjenigen Scherzartikel steht, die mit einer Mischung aus Erschrecken und Ekelreiz arbeiten. Im Zentrum der Überlegungen steht die These, dass gerade die karnevalistische Umkehr von Hierarchien das funktional wichtigste Moment bei Scherzartikeln darstellt und auf diese Weise das Ekelerlebnis in den Dienst des – im Idealfall – beidseitigen Gelächters gestellt wird.

Timo Heimerdinger versucht sich in seinem Beitrag „Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität“ ebenfalls am Zusammenhang zwischen Ekel und Spaß. Er verfolgt dabei die These, dass sich hinter der öffentlich vorgeführten Empörung über bestimmte medial vermittelte Praktiken der Bestrafung – sei es in Dschungelcamps oder auf Segelschiffen – tatsächlich die heimliche und nur ansatzweise eingestandene bürgerliche Lust am Tabubruch steht, die sich auch als Realitäts- und Wirklichkeitssuche beschreiben lässt.

... *am Ende* ... schließlich folgt eine Arbeit von *Sabine Merler* über „Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten“. Auf der Basis empirischer Erhebungen kartiert die Autorin das öffentliche Örtchen als einen Raum, der weitaus vielfältigere und komplexere Handlungsoptionen bietet als lediglich die Bedürfnisbefriedigung der Notdurft. Mit ethnografischem Sinn fürs Detail erkundet sie Praktiken und Verfahren der Ekelvermeidung ebenso wie das subtile Spiel mit der passenden Beschäftigung am vermeintlich unpassenden Ort: Kommunikation, Körperpflege und Kosmetik, Drogenkonsum – um nur einige Beispiele zu nennen.

Abgeschlossen wird der Band schließlich von einer kleinen Auswahlbibliografie zur Ekelthematik, die keineswegs vollständig ist, aber die weitere Arbeit etwas erleichtern mag.

Noch ein Wort zur redaktionellen Ausgestaltung der Texte hinsichtlich der geschlechtergerechten Sprachverwendung in diesem Band: Da die diesbezüglichen Bemühungen immer neue Formen und Varianten mit unterschiedlichen Vor- und Nachteilen hervorbringen (Unterstrich, Binnenmajuskel, Partizipialformen, Schräg- und Bindestrich- und Sternchenvarianten etc.) und eine alle Aspekte befriedigende Lösung derzeit nicht in Sicht ist, wurde für den Gesamtband – nicht jedoch für die einzelnen Beiträge – das Ziel der Vereinheitlichung aufgegeben und die jeweilige Lösung ins Ermessen der AutorInnen gestellt.

So bleibt am Ende nur noch herzlicher Dank abzustatten: an Gritta Heimerdinger für die Gestaltung des Umschlags, an Sandra Mauler für die redaktionelle

Durchsicht der Texte, an Karsten Jahnke für Lektorat und Endkontrolle und an Carmen Drolshagen von *innsbruck* university press für die unkomplizierte Zusammenarbeit.

Innsbruck, im September 2015

Timo Heimerdinger

Runterschlucken. Ekel und Kultur

Utz Jeggle

Es kommt hoch

In der Erinnerung kommt mir der Rosenkohl hoch, die langen Zwangssitzungen vor erkaltem Sauerkraut, die trotz allem gutwilligen Würgen des einsam gewordenen Essers in Unterstellungen der Renitenz und in Tränen endeten. Das Gefühl, daß der Körper stärker ist als jede Willenskraft, daß er einem nicht gehorcht und zugleich in einer unauslotbaren Tiefe Bündnisgenosse des Ichs ist, hat sich in das Gedächtnis eingebrannt. Diese qualvolle Erfahrung ist zudem mit der Annahme verbunden, daß die Suche nach der verlorenen Zeit sehr viel seltener und jedenfalls nur in ausgewählten Kreisen mit den Madeleines der Tante Leonie beginnt als mit den Schwaden des Geruchs nach fettigem Kraut, dem sandigen Reibeisengeschmack widerwärtiger roher Klöße. Also doch eine Klassenspezifik auch im körperlichsten der Affekte, dem Ekel? Kein Neid auf ekellose Idyllen, sie sind ebenso selten wie unreal, gehört doch zur Entfaltung des kulinarischen Universums – und das ist ein wichtiger Schlüssel zur Eröffnung der Welt – ein dumpfes, erstes Nein des Abscheus dazu. Dieser Balanceakt an der Kante von Innen und Außen, zwischen Hochkommen und Runterschlucken geht freilich nicht geradlinig ab; er ist zudem nicht eindeutig und hat mehrere, widersprüchliche Seiten.¹

Erziehungsinstrument

Stephen Mennell schreibt in seiner (Norbert Elias gewidmeten) *Kultivierung des Appetits* über Abneigungen beim Essen, und er hebt für England die Bedeutung der Kinderkost hervor. Für Kinder wurde seines Erachtens jedoch nicht deshalb etwas Besonderes gekocht, um die Vorlieben des kindlichen Geschmacks zu erfüllen und zu erweitern, sondern im Gegenteil, man wollte sie dazu zwingen, etwas zu essen, das nur aus der Erwachsenensicht gut für die Kinder war, egal ob diese wollten oder nicht. Im Zweifelsfall machte man den Widerwillen zum pädagogi-

¹ Es sei auf den grundlegenden Artikel von Martin Scharfe verwiesen: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation. Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität beim Essen. In: Festschrift Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag, Tübingen 1986, 13-28. An dieser Stelle möchte ich auch Fridtjof Naumann für vielerlei Hilfen danken!

schen Bündnisgenossen und betrachtete die Auflehnung gegen die „extra“ für die Kinder zubereitete Kost als zu brechenden Trotz.²

Der Geschmack war wegen seiner besonders heftigen Allianz mit der Körperlichkeit bestens dazu geeignet, mit einer Brechstange geöffnet und zugänglich gemacht zu werden. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß Brechen im Deutschen die Zweipoligkeit der Erziehungsschritte ausdrückt, der gebrochene Willen zerrinnt in der Übelkeit von Erbrochenem – das wiederum als ekelhaft empfunden wird und in besonders sadistischen Erziehungsfeldern zur Potenzierung des Grauens zu erneuter Einverleibung aufgezwungen wird. Die innere Sau, um eine Metapher von Thomas Kleinspehn aufzunehmen³, darf nicht behaglich grunzen, von Nutella und Pommes mit Kätschapp verwöhnt, nein, das Tierische wird ausgetrieben. Der Zwang zur Selbstkontrolle ist das Ziel, aber eine Schicht, die uns wie Natur erscheint, vermutlich weil sie sozialisationsarchäologisch tiefer liegt, begehrt auf; der Ekel entspringt einem Akt der Unterwerfung und baut zugleich eine Schranke der Abwehr von vermeintlich Ungenießbarem auf. Er formiert im Scheitern Abwehr, ist gewissermaßen der heimliche Sieger.

Jede Nahrung ist ein Symbol (Simone de Beauvoir), es wird also immer noch etwas mitgegessen an sozialem Bedeutungsextrakt, und so werden die Mahlzeiten, gerade auch im kindlichen Bereich, Schaltstellen im Spiel der „Zirkulation sozialer Energie“ (Sartre). Was Kind sein heißt, was elterliche Gewalt alles vermag, wie Unterwerfung funktioniert, wie Widerstand gebrochen wird und wie er sich im Brechen neu formiert, das alles demonstriert das soziale Drama des Esszwangs. Der Ekel wird unauslöschlich tief in uns eingebracht, weil er so heftig ist und weil er ein letztes Sichaufbäumen des Körpers markiert. „Ich wurde als Kind immer wieder gezwungen, Dinge zu essen, die ich nicht mochte, weil man annahm, es sei schon an sich all das gesund für einen Menschen, was er nicht möge.“ Gerald Hamilton, von dem diese Erinnerung überliefert ist, wurde später „Feinschmecker aus eigener Wahl“, was Stephen Mennell aber eher als Ausnahme deutet⁴; die normalen Schülerspeiseneßbiographien enden seiner Meinung nach in einer Anästhesie des Genießens, die je nach Zwangssystem verschieden stark ausgeprägt ist. Die Metapher ist problematisch, denn Anästhesie meint Einschläfern der Geschmackssinnesorgane, aber die durch Ekel gesteuerte soziale Energie bewirkt eine heftige negative affektive Besetzung von größeren Teilen des Geschmacksfeldes, nicht eine maßvolle Gleichgültigkeit.

2 Stephen Mennell: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Frankfurt am Main 1988, 377.

3 Thomas Kleinspehn: Warum sind wir so unersättlich? Frankfurt am Main 1987, Kapitel 1.4.

4 Mennell (wie Anm.2), 378.

Mennell belegt das selbst, indem er Ergebnisse einer Fragebogenaktion zitiert, die im Rahmen eines Schüleraustauschs zwischen Schulen in Exeter und Rennes veranstaltet wurde. Die Betreuungslehrer fragten die Eltern nach Allergien oder sonstigen Empfindlichkeiten bei Nahrungsmitteln. Obwohl die Befragungsmethode nicht ganz parallel war, ergab sich ein interessantes Bild: Von den französischen Eltern berichtete keines der 22 Paare von irgendwelchen Eßstörungen, dagegen wiesen 14 der 23 englischen Mütter auf Lebensmittel hin, die ihre Kinder nicht essen könnten. Bemerkenswert ist dabei vor allem, daß die Abneigung nicht etwa exotische, sondern ganz alltägliche Speisen betraf: „Dazu gehörten Tomaten, Salat, Mohrrüben, Kohl, Rosenkohl [eine Genugtuung für mich!], Rote Beete, ‚die meisten Gemüsesorten‘, Erdbeeren, ‚Obst‘, Fisch, Schweinefleisch, Lamm, ‚Fleisch überhaupt‘, Butter, Nüsse.“⁵

Keine bloße Anästhesie der Gaumenfreuden, viel eher eine epidemische Ausweitung des Abscheus vor dem wohlbekanntem unheimlichen Geschmacksalptraum, der immer weiter um sich greift und den die mit rabiaten Mitteln und Zwängen geöffneten Verdauungswege noch mit geschlossenen Augen ahnen und kennen, riechen, vielleicht sogar hören; jedenfalls beginnt die Katastrophe nicht erst im Mund.

Kinderunglück scheint vom Eß-Ekel durchmustert zu sein. Elterliche, vor allem väterliche Gewalt regiert in den Leib hinein, dessen Innerstes verletzt antwortet. Die Speisen sind gewissermaßen das Exerzierfeld, der Ekel ist der Zuchtmeister. Franz Innerhofer beschreibt, wie in seiner Kindheit die väterliche Gewalt wirkte, mit welcher Macht sie ihn erfüllte und zum Aufruhr trieb: „Der Ekel vor seinem Erzeuger war auch der Ekel vor den Mahlzeiten, die er an der Seite seines Erzeugers einnehmen mußte. Jeden Bissen mußte er mit Gewalt herunterwürgen, und hinterher hatte er die größte Not, den kaum überwindbaren Brechreiz für die Dauer der Mahlzeit zu bezwingen.“⁶

Ein schwerwiegender Angriff auf die Identität, die mit Brechreiz reagiert. Dieser Kampf gegen die Einverleibung ist zugleich Auflehnung, ein sprachloser Ausdruck gewürgter, aber nicht erwürgter Autonomie. Der Körper wird zwar von Gewaltmaßnahmen imprägniert, aber er widersetzt sich mit körperlichen Mitteln der bedingungslosen Kapitulation. Der Ekel dient einer Grenzziehung, einer Abstoßung von scheinbar Gefährlichem, der Kennzeichnung von Unverträglichem. Vermutlich gibt es keine ekelfreie, „gesunde“ Seele, es ist eher anzunehmen, daß die Seele auf ihrem Entwicklungsweg diese Grenze als schützend braucht, um hinter ihrem Rücken die Genußfähigkeit zu entwickeln. Das Wohlbehagen am

5 Ebd., 381.

6 Zit. bei Kleinspehn (wie Anm. 3), 381.

berühmten „Leib- und Magenessen“, die „Leibspeise“, die meist regional und sentimental eingefärbt ist, der Träubleskuchen nach dem Rezept meiner Mutter, der saftige Kartoffelsalat, der mit reichlich Fleischbrühe abzuschmecken ist, derartig leise Genüsse, die man niemals gegen eine Einladung zum Special Dinner im Hotel Ritz eintauschen würde, brauchen vermutlich im Dunkel des Körpers heimliche Beziehungen zum Rosenkohl und seinen Bitternissen.

Das Fremde essen

Konrad Köstlin hat verschiedentlich darauf hingewiesen, daß Essen ein kultureller Extrakt sei, der es erlaube, daß „sich beim Essen auch Vertrautheit und Fremdheit als Geschmack und Ekel besonders unmittelbar“ aktualisieren. „Das fremde Essen – das Fremde essen“, so heißt der programmatische Titel des Aufsatzes, in dem Köstlin diese Spur verfolgt.⁷ Er zeigt, daß anders als früher die fremden Speisen heute im wesentlichen exotistisch genossen werden und nicht mehr als ekelhaft abzuwehren sind; im Gegenteil, die Globalisierung der Küche wirkt deftig in den Magen hinein, die Schweinshaxe am Strand von Caorle gehört allenfalls noch als Lachnummer in das Sommerprogramm eines mittelmäßigen deutschen Kabarettisten, der nach der Vorstellung schleunigst bei „seinem“ Italiener Zuflucht zu Saltimbocca und einer Flasche Barolo sucht.

Kollektiver Ekel, der institutionalisiert oder zumindest in einheitlichen Geschmacksmustern festgelegt ist, bleibt jedoch noch genug. Der koreanische Doktorand, der seine Dissertation über den deutschen Schäferhund⁸ mit einem Verweis auf koreanische Leckerbissen beginnt, ruft jenes unangenehme Gefühl in Erinnerung, das sich gleichfalls einstellte, als in den siebziger Jahren der Ekelfilm „Mondo Cane“ die Runde machte, der verschiedene Schweinereien präsentierte, darunter auch angeblich kulinarische wie die Einverleibung von gerösteten Ameisen. Das Eklige als das Fremde ist auch das Thema der lockeren, zum Teil geschwätzigen Darstellung von Marvin Harris über das Rätsel der Nahrungstabus: *Wohlgeschmack und Widerwillen*, die auf vielen verschiedenen Feldern demonstriert, daß das eigene anderswo ebenfalls fremd ist, daß das Pferd schon in Frankreich mundet, es gebe dort noch 300 Pferdemetzger, oder daß die Milch in manchen asiatischen Kulturen als widerwärtige Drüsensekretion ausgegrenzt und

7 Konrad Köstlin, Das fremde Essen – das Fremde essen. In: Fremde und Andere in Deutschland. Tübingen 1995, 219.

8 Sang-Hyun Lee: Der deutsche Schäferhund und seine Besitzer. Zur Entwicklungs- und Bedeutungsgeschichte eines nationalen Symbols, Tübinger Diss., 1997.

abgelehnt wird – vergleichbar unserem Widerwillen, wenn wir ein „Glas schönen, kalten Kuhspeichels“ serviert bekommen, wie Harris keck formuliert.⁹

Also diese globalen, zumindest nationalen Schranken stehen dafür gerade, daß auch das Essen mancherorts noch „heikel“ ist und daß sich Fremdes in bestimmten, für Fremde ungenießbaren Genüssen ausweist. Der Spätzleschwab ist nicht nur eine Erfindung der Birkel-Werke, sondern eine vermutlich revitalisierte Identitätssicherung, deren Fehlen manchen Emigranten zeitlebens unglücklich macht. Was namenlose Asylbewerber durch bürokratisch verdeckten deutschen Eßpaket-Ethnozentrismus erfahren müssen, widerfuhr auch prominenten Exilieren: Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (1652-1721), bekannt unter dem Namen Liselotte von der Pfalz, an und für sich schon ein heftig beschriebenes Blatt in der Ekelkunde – sie wurde von ihrem Vater, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz gezwungen, „alle morgendt ein monat lang bouillon nehmen und ich kotzte... alle morgen“. Sie blieb jedoch auch in ihrem Magen ihrer Heimat treu; nach 34 Jahren Frankreich und schon lange im Witwenstand, bekannte sie: „Man ißt gern, was man in seiner jugendt zu eßen gewohnt ist ... undt habe mich noch nicht ahn das eßen hir im landt gewohnen können“.¹⁰ Die Liste ihrer ekelbesetzten Speisen und Getränke ist lang und anschaulich, sie hat was gegen Milch, „die ihn ihrem Magen sogleich zu Käse gerinnt“, Tee schmecke ihr wie „Heu und Mist“, Kaffee habe einen „Rußgeschmack“ und mache „kötzerich“.¹¹ Vom „braunen Kohl und Sauerkraut“ hält sie mehr als von allen „Ragus“, das „ellendte eßen“ in Frankreich sei sie einfach nicht gewohnt.

Mit Ekel begegnet man dem fremden Essen – was der Bauer nicht kennt ... Aber es geht in dieser Eigenheimgastrosophie nicht nur um das Essen, sondern um Fremdheit an sich – und es wäre denkbar, daß die Not in der kleinbäuerlichen Welt zu groß ist, um Ekelgefühle bei der Ernährung durchzusetzen und zu installieren. Spezifische, objektgerichtete Ekelgefühle scheinen eine paradoxe Voraussetzung jeglicher Genußfähigkeit, die von Überraschungen und unbekanntem Sensationen erst ermöglicht wird. Wird dieser zweite Takt nicht geschlagen, weil die Not die Sinne organisiert, bliebe eine gewissermaßen frei flottierende, hie und da sich einnistende Ekelempfindung, die ängstlich sich an allem Fremdartigen festmacht und jede Abweichung vom Gewohnten durch Ekeläußerungen kommentiert und fundamntiert. Dieses streunende Moment, das zwischen Essen und Esser nicht zu trennen vermag, im Essen die Fremdheit erkannte, zumindest be-

9 Marvin Harris: Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus, Stuttgart 1988, 89.

10 Klaus J. Mattheier: Deutsche Eßkultur am Versailler Hof Ludwigs XIV. Über die kulinarischen Vorlieben und Abneigungen der Elisabeth Charlotte von Orleans. In: H. J. Teuteberg u. a. (Hrsg.): Essen und kulturelle Identität, Berlin 1996, 148-154, 148.

11 Ebd., 153.

stätigt sah, trat im Umgang mit den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen häufig zu Tage. „Die Flüchtlingskost wurde von den Männern abgelehnt, weil sie nicht dem gewohnten Geschmack entsprach.“¹² In dem Eifeldorf, das Gertrud Herrig in den siebziger Jahren untersuchte, wurde deutlich, daß diese Ablehnung des fremden Essens die fremden Menschen meinte. Als amerikanische GIs in die Dörfer kamen, da lehnten die braven Eifelkostgänger auch deren Essen ab: „Andere, besonders Angehörige der Negerrassen, würzten so scharf, daß Einheimische die Speisen kaum genießen konnten.“ Die fremden Gewürze waren die „Negger“ der Küche. Daß sie nichts gegen Innovationen hatten, sofern sie „zivilisiert“ erschienen, das zeigte nicht nur der Einsatz von Maggi, sondern auch die Tatsache, daß die Frauen im Dorf sich gegenseitig zur „Partri“ einluden, auf einer „solchen Partri gab es kürzlich: Heringssalat auf Toast als Vorspeise, dann ein mit Fischkonserven gefülltes und mit Mayonnaise und Lachs verziertes Kastenbrot. Dazu Kaffee, später Wein und eine Schwarzwälder Kirschtorte“.

Von Authentizität und Eigenständigkeit läßt sich bei diesem Menu kaum sprechen. Aber diese Partri-Form zeigt jedenfalls, daß die Frauen zumindest nicht dogmatisch auf angestammte Speisen fixiert waren. Sie besetzten das überwundene Alte sogar mit Abscheu und Ekel. „Man spürt noch die Abneigung gegen das Sauerkraut, das bis in die Mitte der fünfziger Jahre fast täglich auf den Tisch kam. ‚Es hat einem gestanden bis über die Ohren‘, sagte eine Frau.“¹³ Neue Kost und traditionelle Überlieferung trennte die Fremden, Zugezogenen von den Einheimischen, auch die Geschlechter und die Generationen. Die Alten wußten mit dem neumodischen Zeugs nichts anzufangen. So wie für die jungen Frauen der Mut zu neuen Rezepten die alte Ekelstruktur vertrieb und eine neue Anti-Sauerkraut-Ordnung installierte, so weigerten sich die Alten, neue Gerichte wie Kotelett oder Schnitzel zu akzeptieren.

Generationen und Geschlechterkampf

Dazu braucht es noch nicht einmal eine stabile Ekelformation, dazu reicht es aus, daß die Frau das nicht kocht, was der Mann nicht mag. In der Eifel hieß das: „Das ist selbstverständlich, daß man kocht, wie die Männer es wünschen“. Es braucht auch mich nicht mehr zu wundern, daß mein Großvater alles gerne aß, was auf den Tisch kam, wie er immer wieder betonte. Das, was er nicht mochte, kam eben erst gar nicht auf den Tisch. Die Großmutter beschützte durch Vorauswahl der

12 Gertrud Herrig: *Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts*, Meisenheim 1974, 158.

13 Ebd., 162.

Rezepte den Großvater vor Neuerungen und dem peinlichen Eingeständnis seiner Mäkligkeit. Wir Kinder durften dabei lernen, daß die Parole „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen“ auch auf dem ersten Satzteil betont werden kann. In der Eifel wurde die gleiche Tatsache, daß der Mann der Chef über Küche und Köchin ist, dadurch bestätigt, daß in einer Familie die Frau nur dann Dampfnudeln buk, wenn der Mann auswärts war. „Für die Kinder war ein solcher Tag ein Festtag.“¹⁴

Wie es einer Frau gehen konnte, die sich diesem Diktat des Männergeschmacks nicht fugenlos unterwarf, das erlebte Toni Buddenbrook, als sie ihrem Permaneder Sauerampfer mit Korinthen servieren ließ: „P. nahm mir dies Gemüse so übel (obgleich er die Korinthen mit der Gabel herauspickte), daß er den ganzen Nachmittag nicht mit mir sprach, sondern nur murrte ...“¹⁵

Der Männermagen diktiert, seine Korinthenabneigung wird durch eigenhändiges Picken demonstriert, es ist ein Agieren unter der Sprachebene, deshalb murrte er nur noch. Männer stochern, salzen, rühren, zerschlagen den Deckel der Suppenterrine am Boden, „weil die Suppe versalzen war“¹⁶, alles Zeichen, daß eine Winzigkeit anders ablief, als die Göttergatten es gewohnt sind. Bei einer Umfrage zum Speiseverhalten in Oberschwaben kam mehr als einmal die Feststellung vor, es müsse schmecken „Wie bei meiner Mutter“. Solche Mütterimagines nehmen Bezug auf die nährenden Mutter, von deren Brust diese Männer nie loskamen, so daß jede Konkurrenz schon von Anfang an sinn- und erfolglos ablaufen wird. Die blinde Kette der Wiederholung, daß die „Mutter“ immer weiter die „Leibspeisen“ kocht, würde eine absolute Stilllegung jeder Innovation bedeuten. Zum Glück wird im Regelfall die Einverleibung der Mutter-Sohn-Symbiose durch Eßvorlieben und Machtworte des Vaters verhindert. Das väterliche Gebot verdirbt zwar zunächst dem Sohn den Appetit, öffnet ihm jedoch langfristig die Möglichkeit, durch Identifikation Neu-Gier zu entwickeln, so daß er auch – abgegrenzt von seiner Mutter – an neuen Speisen seiner Frau Geschmack finden kann.

Der Ekel vor allem Fremden und Vermischten setzte sich nur langsam durch. Die Vorstellung, aus einer gemeinsamen Schüssel essen zu müssen, hätte mir als Kind schwere Ekelprobleme gemacht; schon der von meinem Bruder verwandte Löffel roch nach ihm und wurde deshalb dem eigenen Gaumen unerträglich. Meine Frau bestätigte dies, bei ihren Geschwistern wurde jede gemeinsame Verwendung von Geschirr oder Besteck als „zu lillerich“ abgewehrt. Überraschend in diesem Zusammenhang sind die Untersuchungsergebnisse, die Günter Wiegelmann am Beispiel der Tischsitten vorstellt. Im Rahmen der Untersuchungen für den ADV (*Atlas der deutschen Volkskunde*) wurde in Frage 237c gefragt: „Ißt man

14 Ebd., 192 f.

15 Thomas Mann: Buddenbrooks, Frankfurt am Main 1974, Fischer TB, 249.

16 Wieder Permaneder, ebd., 308.

noch gemeinsam aus einer Schüssel, die in der Mitte des Tisches steht?“¹⁷ Die Befragung ist interessant genug, um die methodischen Bedenken gegen das Atlasprojekt hintanzustellen. Es gibt überraschende Einzelergebnisse, die erzählenswert wären, die aber hier nur angedeutet werden können. Aus Friedland wird berichtet: „Erst vor kurzer Zeit bekam eine junge Frau zur Hochzeit ½ Dutzend Porzellan-Speiseteller geschenkt. Einige Tage später kam die Mutter der jungen Frau in das Geschäft und tauschte die Teller gegen eine Schüssel ein, damit aus der gemeinsam gegessen werden kann“.¹⁸ Man kann sich die Spannung in solchen Familien vorstellen, die Ohnmacht der Tochter und die Macht der Mutter, die sich gegen den „Zeitgeist“ stellt und die individuelle, begrenzte Tellersicherheitszone gegen die Hausgemeinschaftssymbolik zurücktauscht. Zu diesem Machtkampf im Generationenkonflikt kommt eine soziale Komponente dazu. Aus Rodert heißt es: „die exakten, sauberen und feineren Hausfrauen benutzen Teller.“¹⁹ Oder: „Nur auf dem Lande und da auf dem Dienstbotentisch. Herr und Frau essen neben dem Ofen am kleinen Tisch.“²⁰ Oder: „Sind die Angestellten sauber, dann dürfen sie meist gemeinsam essen.“²¹ Die gemeinsame Schüssel in der Tischmitte wird in den meisten Regionen zum Indiz der Rückständigkeit – „Viel verbreitet bei den kleineren Bauern, bei den feineren Bauern nicht.“

Hygienisierung

Der Verzicht auf die gemeinsame Eßschüssel ist also Ausdruck und Faktor eines Individualisierungsschubs, der von Wiegelmann dreifach begründet wird: Zum einen mit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs, der für viele ländlich orientierte Menschen eine kolossale Horizonterweiterung gebracht habe. Ein weiterer Grund sei die „Wohlstandsinnovationsbereitschaft“: daß man sich an die jeweilige nächsthöhere Schicht anzugleichen suche und die feinere Tischkultur zu den „Prestigegütern“ gehöre, die ein demonstratives Konsumverhalten auszudrücken erlaube. Als ersten und wichtigsten Grund nennt Wiegelmann jedoch die „allgemeine Bazillenfurcht“, das Bestreben, den gesamten Alltag hygienischer zu gestalten. Ulrich Raulff hat einmal in einer bedenkenswerten Überlegung darauf hingewiesen, daß es „so etwas wie eine Chemie des Sozialen“ gibt: „man kann Gesellschaften ... danach beschreiben und beurteilen, wie sie chemisch reagieren und reagie-

17 Günther Wiegelmann: Tischsitten. Essen aus einer gemeinsamen Schüssel. In: Matthias Zender (Hrsg.): Atlas der Deutschen Volkskunde NF, Erläuterungen Bd. II, Marburg 1966-82, 225-249.

18 Ebd., 246.

19 Ebd.

20 Ebd., 236.

21 Ebd., 237.

ren, welche Transsubstantiationen sie fördern und welche sie unterbinden.“²² Das sakrale Moment der Metamorphose ist gleichfalls ein Hinweis auf die tiefgreifende Wirkung der Wandlung, die Chemie arbeitet hemmungslos, sie ätzt das Alte weg, sie neutralisiert Traditionen mit Chlorwasserstoff, sie wendet sich gegen jede Art von Verfäulnis und Verwesung.

Aus diesem Grund werden Ekelgefühle produziert, die sich gegen das alte, säuische Wirtschaften²³ richten und die Platz schaffen für neue Sauberkeitsvorstellungen, die eine umfassende Hygienisierung einleiten. Der Ekel wird dabei eingesetzt, um die Distanzierung von Ausscheidungen aller Art voranzutreiben. Das ist zureichend belegt, im Gegensatz zu dem Ekel vor Speisen, der manchmal groteske Ausmaße annimmt und damit anzeigt, daß Einverleibungsprozesse chemisch bedeutungsvoller sind als die Ausscheidungsvorgänge. In einer Sammlung schwäbischer Kochrezepte, herausgegeben vom Landeswohltätigkeitsverein Stuttgart 1896, heißt es: „Die erste Anforderung, um wohlschmeckend und fein zu kochen, ist: große Reinlichkeit ... Die zweite Anforderung ist Sparsamkeit ...“ Die Sauberkeit ist die Voraussetzung des Genusses, das geht Hand in Hand mit der strikten Ablehnung ehemaliger Verhaltensweisen, die im Sinne des technischen Fortschritts und der damit verbundenen Purgierung des Körpers und des Seelenlebens als ekelhaft denunziert werden. Der Ekel gilt der älteren Kulturschicht. Nicht nur die Scham- und Peinlichkeitsschwelle steigt, davon mitgerissen auch Hygienisierungsgebote und Barbarisierungängste, weshalb Äußerungen wie die aus Schramberg, „Das (eine gemeinsame Schüssel) wird als barbarisch angesehen“, verständlich werden.

Flüchtlinge

Das Essen diente den verschiedenen Gruppen als Integrationsmaßnahme, die aber zugleich von der dominanten Gruppe mit affektiven Reaktionen abgewiesen und als Differenzenerfahrung gewertet wurde. Ulrich Tolksdorf, der viel zu früh verstorbene Nahrungsethnologe, beschrieb in seiner treffsicheren Argumentationsart, wie diese Integration-Distinktionsfalle am Beispiel der Königsberger Fleck, eines Kaldaunengerichts auf Rinderpansen- und Dickdarm-Basis, funktionierte. Als die Neubürger die fleischlichen Zutaten beim Dorfschlachter bestellten, war der bereit, für den „Hund“ eine Portion zu präparieren und „in Zukunft an den Schlachttage einige Abfälle (zu) reservieren“. Als die Ostpreußen jedoch

22 Ulrich Raulff: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Dietmar Kamper / Christoph Wulf: Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt am Main 1982, 247.

23 Ein Dankeswort geht an Ludolf Kuchenbuch, der meinen Horizont in jede Richtung erweiterte.

zu erkennen gaben, daß sie die „Abfälle“ selbst zu essen gedächten, da war der Schlachter so irritiert, daß er überhaupt nichts mehr abgeben wollte, weil dann die Hundehalter zu kurz kämen. „So stießen die Flüchtlinge beim Schlachter auf Unglauben und erweckten bei ihren Nachbarn Abscheu und Ekel.“²⁴ Meine Schwiegermutter, die aus Schlesien stammt und nach dem Krieg in die Nähe von Stuttgart vertrieben wurde, erzählt, daß ihre erste schwäbische Vermieterin besorgt fragte: „Frau Doktor, wellet Sie die alte Kartoffel, sonschd geb i's de Säu!“ An zwei weiteren Beispielen, der unterschiedlichen Wertschätzung des Neunauges, eines in Ostpreußen hochgeschätzten Speisefischs, sowie der Pilzsammelleiden-schaft der Flüchtlinge, belegt Tolksdorf seine These, daß zum einen ein gewisser Geschmackskonservatismus sich als Möglichkeit einer kulturellen Identifizierung mit der eigenen Bezugsgruppe äußert, in der man aufgewachsen und in die man sozialisiert worden ist, daß zum anderen das „Heimatsymbol“ durch die Ablehnung der „volkskulturellen Fremdgruppe“ verstärkt würde. Diese These scheint mir etwas überzogen zu sein, wenn man sie unter dem Aspekt des Ekelempfindens betrachtet. Ekel hat es an sich, daß er zwar überwunden werden kann, ich esse heute ganz gerne Rosenkohl mit Maronen, daß aber die Gravur der ekelhaften Situation unauslöschlich im Gedächtnis bleibt. Mein jüngerer Bruder, der in seiner Jugend vor fast jedem Fleischgenuß, speziell aber vor Innereien und Fleischkäse, einen unüberwindbar scheinenden Ekel empfand, gestand mir einmal, als ich ihm einen leckeren Fleischkäse aufwarten wollte: „Essen könnte ich ihn inzwischen, aber die Erinnerungen an die Zeit, wo ich ihn essen mußte, würden dann so übermächtig, daß ich lieber drauf verzichte.“

Heftiger Ekel brennt sich ins Gedächtnis ein, deshalb scheint es mir eher unwahrscheinlich (oder eine Verkennung der dramatischen Situation) zu sein, daß die Ostpreußen als eigene Kultur akzeptiert werden, wenn sie das gleiche wie die Hunde fressen. Daß die Hundehalter zuerst versorgt werden, zeigt indirekt an, welche Hundesorte bevorzugt wird. Aber nicht nur der Abscheu wird offenbar, auch eine pädagogische Warnung: Wenn ihr nicht für Tiere gehalten werden wollt, dann müßt ihr anständig essen, das gleiche wie wir eben.

Märchenwelten

Es ist nicht überraschend, daß diese Hundegeschichte durch den Genuß von Innereien ausgelöst wurde, sind Innereien doch am stärksten mit Ekel – und Lust – besetzt. Im Rahmen eines Seminars über Nahrungsvolkskunde fragte ich zu

24 Ulrich Tolksdorf: Essen und Trinken in alter und neuer Heimat. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 1978, 341-364, 349.

Beginn auf einem kleinen Fragebogen ab: „Welche Speisen mögen Sie am wenigsten, welche am liebsten?“ Bei beiden Fragen lagen Innereien vorn, gefolgt von Fisch, der ebenfalls höchst ambivalent besetzt ist. Ich erinnere an das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Der Schluß der Geschichte legt nahe, daß es um Ekel geht, denn die Königin, seines steten Ausrufs „wenn mir nur gruselte“ müde geworden, läßt einen Eimer voll Gründlinge holen und nächtens „den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten“. Man muß kein abgebrühter Psychoanalytiker sein, um diesen Erguß nicht auch sexuell verstehen zu können: jetzt gruselt's ihm, ausgerechnet in der Hochzeitsnacht, vor den glitschigen, feuchten Fischen.

Die Kinder- und Hausmärchen haben sowieso eine besondere Gabe, Ambivalenzen zu beschreiben, Verwandlungen zu betreiben, vom Aschenputtel zur Königin, vom Frosch zum verwunschenen Prinzen. Auch in dem Märchen vom Froschkönig spielt Ekel und die Metamorphose in Lust eine spezielle Rolle, die Königstochter nutzt die Hilfsbereitschaft eines Frosches aus, um ihre goldene Kugel vom Grund des Brunnens heraufholen zu lassen. Sie verspricht ihm alles, was er will. Von wegen „lieber Frosch“, als der wirklich kommt, um sich die Eßgemeinschaft und die Bettgenossenschaft einzuklagen. „Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte.“ Ein Frosch ist keine Innerei, aber er ist nicht nur ein häßlicher, alter „Wasserpatscher“, in ihm drinnen steckt auch ein liebenswürdiger „Königssohn mit schönen und freundlichen Augen“.

Ob Innereien nicht auch ein Geheimnis verbergen, das von manchen gefürchtet und von anderen begehrt wird, von manchen mit Lust und manchen anderen mit Ekel besetzt wird? Wer die Sozialgeschichte des Innereienverzehr anschaut, ich tue das Mennell folgend, sieht zunächst eine altertümliche Verbindungslinie zwischen Innereien und Armenkost. In bestimmten sozialen Gabepinzipien werden die inneren Organe frisch geschlachteter Tiere an Angehörige der Unterschicht geschenkt. Das mag seinen Grund in der mangelnden Konservierungsmöglichkeit der Innereien, im Gegensatz zum Muskelfleisch, haben.²⁵ Dieser Almosencharakter legt jedenfalls die soziale Geringschätzung fest. Sie drückt sich auch in einer Analyse der Kochbücher des 17. und 18. Jahrhunderts aus, die zwar gelegentliche Innereienrezepte aufführen, insgesamt jedoch von Zurückhaltung geprägt sind. Die Bewegung ist nicht einheitlich, es gibt Unterschiede zwischen der Entwicklung in Frankreich und England. In Frankreich war der Einsatz von Innereien für die Herstellung der tausenderlei Ragouts und Pasteten eher gebo-

25 Mennell (wie Anm. 2), 394.

ten – obwohl derartige Rationalisierungen zumeist am wesentlichen vorbeigehen, das freilich nicht in der bloßen Irrationalität solcher Prozesse liegt, sondern in ihrer durchgängigen Ambivalenz, die zwischen Ablehnung und Hochschätzung schwankt.

Ambivalenzen

In einem französischen Kochbuch von 1739 wird auf folgende Einsatzfelder für Innereien hingewiesen: „Die Därme wurden vom Metzger für die Wurstherstellung verwendet, von den Kutteln fand nur das gras double, die fettesten Teile des Rindermagens, Eingang in die Küche: Hirn wurde in einer Zitronenmarinade gereicht. Augen wurden geschmort und mit Essigsauce serviert.“²⁶ Im 19. Jahrhundert werden die Erinnerungszeichen, die an ein Tier gemahnen, immer mehr verdeckt und verheimlicht. Die zunehmende Fähigkeit des Menschen, sich mit Tieren zu identifizieren, kann auch die zunehmende Abneigung gegen den offenkundigen und bewußten Verzehr von Hirn, Augen und Hoden erklären helfen; ausgerechnet diese Trias, deren Einverleibung in vielen Kulturen Zugewinn versprach, wurde tabuisiert. Um 1800 war es noch möglich, über den Kalbskopf zu schreiben: „Viele mögen das Auge; man schneidet es mit der Messerspitze heraus und teilt es in zwei Hälften.“²⁷ Heute ruft schon die Lektüre einer solchen Augen-sektion massive Abwehr hervor, darunter – und in vorderster Front – auch Ekel. Ambrose Heath schrieb 1939: „Es gibt eine ganze Reihe von Teilen des Tieres, die man gewöhnlich als unpassend für ein korrektes Essen betrachtet und die von Liebhabern meist mit leichten Schuldgefühlen verzehrt werden ... Der Schwanz vom Lamm beispielsweise dient für eine köstliche, wenn auch etwas streng schmeckende Pastete, und man bereitet ein herrliches Ragout aus anderen Teilen dieses kleinen Tiers, deren genauere Beschaffenheit besser verborgen bleibt. Aber das sind die Freuden des Landlebens, die den meisten Städtern vorenthalten werden.“²⁸ Nicht einmal mehr die anatomische Herkunft wird verraten, so sehr sind bestimmte Zonen der Körper von Peinlichkeiten umzingelt und zugedeckt. Die alte magische Hoffnung, daß man sich die Potenz der zum Verzehr zubereiteten Tiere einverleiben könnte, ist dem Zivilisationsprozeß zum Opfer gefallen.

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Zit. Nach Mennell (wie Anm. 2), 395.

Nachtisch

So stellt sich auch hier die Frage, die ich schon einmal aufgeworfen habe: Wo bleibt im Zuge des allgemeinen Verständigungsprozesses das Unanständige?²⁹ Wohin wird es entsorgt, wo wird es aufbewahrt, interniert oder versteckt? Anders gefragt: Wo bleibt die Lust auf Innereien, die sich nicht direkt äußern darf? Wo bleibt das im Ekel Verdrängte, welche geheime Chemie wirkt hinter den öffentlich sichtbaren Reagenzgläschen, und zu welchen Säften mischt sie ihre Erinnerungs-tinkturen und ihren Vergeßlichkeitstran?

Mir fallen drei Mechanismen ein, die das Verdrängte präsentieren – ohne den Verdrängungsmechanismus selbst in Frage zu stellen.

a) *Projektion*: Jürgen Ehrmann, der eine Sammlung von Geschichten vorgelegt hat, *Was auf den Tisch kommt, wird gegessen*³⁰, berichtet von einer Erzählung des Tübinger Weltkriegsteilnehmers Christian Graf, der einen eigenen Hungeranfall auf einen nicht geachteten Kameraden projizierte. Dieser Pole „mit dem guten deutschen Namen Krebs“ brach gleich zwei Tabus, indem er sich in einer Nacht im Lager von einem Pferdekadaver ein großes Stück absäbelte.³¹ Der Verzehr von Kadaver und Pferd, das war ein glatter Zivilisationsbruch, der fast von einem Deutschen, oder besser von einem Fast-Deutschen, verübt worden war. Not kennt kein Gebot und überwindet den Ekel bei unzivilisierten Völkern; also Ekel begegnet uns auch hier wieder in der Gestalt des Zivilisationswarts, der sich trotz schwerster Verführung an die Ekelregeln hält. Ekel ist also eine Grundlage für Kultur, ohne Ekel keine Schranken, keine Regeln, keine Tabus.

b) *Manipulierte Regelverletzung*: In Nagold hatten wir einen Mitschüler, der aus Ebhausen stammte und dessen Vater der Vorsitzende der Vegetarier-Union von Deutschland war. Bodo, unser Klassenkamerad, war gleichfalls gehalten, vegetarisch zu leben. Im Juni durften wir im Garten eines anderen Friends Beeren pflücken, auch für den Selbstverzehr. Der Hauptspaß war es nun, Bodo mit Himbeeren zu ködern, in denen ein kleines Würmchen hauste, und, wenn die Überlistung gelang, vor Vergnügen zu kreischen, weil er die Regeln verletzt hatte, die uns in der eher fleischarmen Nachkriegszeit sowieso ziemlich daneben erschienen. Das gleiche wurde mir bei meinen Untersuchungen in südwestdeutschen Dörfern mit ehemals jüdischen Gemeinden ab und zu berichtet, daß man versucht habe, Juden zum Genuß von Schweinefleisch zu verführen, was manchmal gar nicht schwergefallen sei. Vermutlich haben die Juden und auch Bodo die Absicht durchschaut

29 Utz Jeggle: Zur Dialektik von Anständig und Unanständig im Zivilisationsprozeß. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 1992, 293-304.

30 Jürgen Ehrmann (Hrsg.): *Was auf den Tisch kommt, wird gegessen*, Wien 1995.

31 Ebd., 47.

und so, offiziell durch die List geschützt, ihre Ambivalenz endlich einmal ausleben dürfen. Dazu paßten Geschichten von der Art, daß jüdische „Kerle“ im Nebenzimmer des christlichen Gasthofs sich einen „anständigen“ Schinken servieren ließen mit einem Bier und einer Zigarre, ganz im Sinn der Schweinsleberwurst als Entreebillet in die bäuerliche Gesellschaft.

c) *Gebeime Ekellust*: Raulff zitiert Leopold Bloom als Routinier im flexiblen Umgang mit dem Ekel, der schon ein morgendliches urinduftiges Nierchen eingeworfen hat: Roh und in unseren Nasen stinkend, in unseren Phantasien höchst eklig.³² Aber Hand aufs Herz, hat nicht jeder so ein Gäßchen, das ihn insgeheim auf die schiefe Bahn der Ekelprovokation führt und Lust daraus schöpft, beispielsweise den eigenen Kot beschnuppeln, faulige Äpfel in der Schublade horten, in der Nase pulen und den Popel... Man merkt schon, daß man allein in der Aufzählung solcher individueller Sündenfälle ins kollektive Tabudickicht eindringt. Verstecken wir uns besser hinter mutigeren Autoren wie dem Maler Rudolf Schlichter, der eine einzigartige Biographie geschrieben hat; ihr erster Band führt in eine ekeldurchdrungene anale Welt, in der Ausscheidungen und der Umgang mit ihnen eine lebenserfüllende Rolle spielen.³³

Aber die Exkremente und ihre Verdrießlichkeiten stehen am Ende des Einverleibungsprozesses; wir hatten dessen Anfangsschwierigkeiten im Visier. Zugleich fällt auf, daß wir uns seit einiger Zeit am Rande von kleinen Alltagsperversionen bewegen, die vom Leben bereitgestellt werden, um dem Zwang der Elias'schen Gesetze wenigstens für Stunden zu entkommen.

Der Ekel vor der Speise sitzt tief. Er ist uns als dunkler, schwer benennbarer, aber überdeutlich erspürbarer Affekt begegnet. Er wird durch Gewalt befördert, und die Spuren von Gewalt bleiben ihm verhaftet. Zugleich bietet er Schutz, er fordert Tabus und unterstützt Regeln. Er ist ein Apologet der ewigen Balance in der Affenschaukel der Ambivalenz.

Er lehrt im Alltag, daß der Zivilisationsprozeß mehrere, zumindest zwei Seiten hat; daß wir nicht alles haben können, was sich vor uns auftut, und daß die Gesetze nicht so starr sind, wie sie beanspruchen zu sein. So ist Ekel weniger ein Zeichen der Natürlichkeit des Menschen als vielmehr eine Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur. Ein Wegweiser, der trotz aller Zweideutigkeit einen schmalen Weg in Richtung Zivilisierung vorschlägt. Leibhaftig.

32 Raulff (wie Anm. 22), 245 ff.

33 Rudolf Schlichter: *Das widerspenstige Fleisch*, Berlin 1991.